

Hunter & Prey

Ava Harrington



Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag
Süntelstraße 70
31848 Bad Münster

www.federherzverlag.de
Instagram: @federherz.verlag

Chapter One

Emily

Mit einem ordentlichen Dröhnen in den Ohren komme ich zu mir und schlage die Augen auf. Ich liege auf dem harten Boden und schaue geradewegs in den wolkenverhangenen und doch blauen Himmel. Ein pochender Schmerz macht sich in meinem Kopf bemerkbar. Immer wieder blinze ich und kneife die schmerzenden Augen zu. Was ist passiert? Wo bin ich? Wie bin ich hierhergekommen?

* * * * *

»Emily Graves?!«, ertönt eine ruhige und doch fremde Männerstimme unversehens hinter mir und lässt mich unwillkürlich zusammenzucken.

Ich bleibe stehen, meine Handtasche fest umklammernd – als könnte sie mir Schutz bieten oder würde mich im Notfall davor bewahren, gekidnappt zu werden – und drehe mich um. »Ja?«

Vor mir steht ein Mann, etwa in den Vierzigern, deutlich größer als ich, mit einem nichtssagenden Allerwelts Gesicht. Ich erkenne ihn nur schemenhaft im schwachen Licht der Straßenlaterne. Durch seine bodybuilderartige Figur erscheint er mir extrem angsteinflößend. Ich schaue ihn an und könnte meinen Kopf gegen die nächste Wand schlagen, weil ich so dumm war, zu Fuß nach Hause zu gehen – und dann auch noch die unsicherste Abkürzung zu nehmen, die es auf der ganzen Welt gibt –, anstatt mit der U-Bahn nach Hause zu fahren, so wie ich es eigentlich geplant hatte. Wo sind die Menschenmassen, wenn man sie braucht?! »Sie müssen bitte mit mir kommen«, erklärt er ruhig und kommt einen Schritt auf mich zu, was mich wiederum dazu veranlasst, einen nach hinten auszuweichen.

Gedanklich mache ich mich bereits auf eine Flucht gefasst. »Ähm, okay? Ja, ich ... denke nicht, dass ich das muss?«, sage ich mit einem panischen Beben in der Stimme, vergebens in dem Versuch, ganz cool zu erscheinen. »Wer zur Hölle sind Sie überhaupt?« So unauffällig wie möglich schaue ich an ihm rauf und runter. Ich kenne den Mann nicht und bin mir sehr sicher, ihn auch noch niemals zuvor gesehen zu haben. Wenn er meine Tasche will, wieso nimmt er sie dann nicht einfach und rennt weg? Scheiße! Was, wenn es ihm gar nicht um die fünfundzwanzig Dollar und dreiundsechzig Cent geht, die ich in der Tasche habe, oder um die überzogene Kreditkarte? Was, wenn er etwas ganz anderes im Sinn hat? In meinem Bauch breitet sich ein ungutes Gefühl aus, das den Wunsch weckt, laut um Hilfe zu rufen.

»Mister Landon schickt mich.«

Ich brauche einen Moment, um seine Worte richtig zu verarbeiten. »Scott?!«, platzt es aus mir heraus und ich ziehe verwirrt und angeekelt zugleich die Augenbrauen zusammen. Sicher habe ich mich nur verhört. Es gibt viele Männer mit diesem Nachnamen. Er muss nicht zwangsläufig Scott meinen. Davon abgesehen wüsste ich auch wirklich nicht, weswegen Scott mich mittels irgendeines Schlägertyps kontaktieren sollte. Ich habe ihn seit einem Jahr weder gesehen noch gesprochen. Und ich habe auch nicht vor, irgendetwas daran zu ändern. Dieser Scheißjunkie kann auf den Mist springen! Er hat mich Tausende Dollar gekostet und viele Jahre. Wertvolle Jahre, die mir niemand wiedergibt! Die Ungewissheit wird zur Angst. Und die Angst löst das brennende Verlangen in mir aus, panisch davonzurennen. Langsam gehe ich noch einen Schritt zurück, während ich mich innerlich darauf vorbereite, so schnell ich kann davonzurennen und gleichzeitig versuche, die Geschehnisse zu begreifen. »Ich ... ich wüsste nicht, was ... was ...«, stammle ich und stoße mit dem Rücken gegen etwas, ehe ich meinen Satz beenden kann. Abermals fahre ich erschrocken zusammen und drehe mich um. Vor mir steht eine Kopie des Mannes, der mich angesprochen hat und noch bevor ich überhaupt schalten kann, packt er mich an den Armen,

sodass ich mich kaum bewegen kann. Panisch sauge ich die Luft ein und ehe ich weiß, wie mir geschieht, wird mir von hinten ein Sack über den Kopf gezogen.

Jetzt fällt es mir wieder ein. Nachdem ich den Sack übergestülpt bekommen habe, wurde ich nach einem Schlag gegen den Hinterkopf bewusstlos. Vielleicht rührt das Dröhnen in meinen Ohren daher. Stöhnend setze ich mich auf und lege eine Hand an den schmerzenden Kopf, da fällt mir auf, dass auch meine Hand wehtut. Eher mein Handgelenk. »Mhm!« Ich seufze und nehme die Hand herunter, um sie mir anzusehen. Sofort springt mir ein dunkler Fleck ins Auge, der sich bei näherem Betrachten als Stempel herausstellt. Doch als ich mit dem Daumen darüberstreiche, muss ich feststellen, dass die Berührung einen stechenden Schmerz nach sich zieht. Das ist kein Stempel, sondern eine Tätowierung. Ein Symbol. Ich glaube, das ist ein keltischer Knoten oder so was. Dahinter befindet sich ein kleines Dreieck. Ich bin total verwirrt. Wieso wurde ich tätowiert?! »Was ...«, stoße ich hervor, doch kriege nicht die Gelegenheit, meiner Verwirrung Ausdruck durch Worte zu verleihen.

»Das ist dein Tracer«, unterbricht mich eine tiefe Männerstimme gelassen.
»Fummel nicht daran rum. Das bringt nichts.«

»Was ... was?!«, frage ich und gucke mich um.

Ein Mann sitzt hinter mir und klopft sich den Staub von der Jeans. Mit einem argwöhnischen Blick und zusammengezogenen Augenbrauen mustert er mich. »Hi.« Gelangweilt reibt er sich kurz den Hinterkopf. »Diese Flachpfeifen hätten echt nicht so fest zuschlagen müssen«, nuschelt er – vermutlich eher zu sich selbst – und steht mit einem angestregten Stöhnen auf.

»Was ...«, setze ich ein weiteres Mal an. Mir gehen so viele Fragen durch den Kopf, dass ich keine Ahnung habe, wo ich anfangen soll. »Was ist

passiert?!«, frage ich schließlich – sogar mit recht fester Stimme. »Wo ... wo sind wir?! Was ist das hier für ein Ort? Und ... wer sind Sie?!«

»Du stellst ganz schön viele Fragen«, säuselt er, noch immer gelangweilt. Eine Sekunde lang schaue ich mir den großen Mann, der praktisch direkt vor meiner Nase steht, genau an. Er trägt eine dunkle Jacke über einem grauen Henley-Shirt. Darunter steckt ein durchtrainierter Körper, der zu einem Mann gehört, der grimmig und gelangweilt zugleich dreinblickt. Ich erkenne seine Augenfarbe nicht, denn ich kann ihm kaum ins Gesicht sehen. Er macht mir zu große Angst und ich bin zu unsicher, als dass ich ihn so anstarren könnte. Er hat dunkelblonde unordentliche kurze Haare und einen Fünftagebart. Wären wir nicht an dem Ort, an dem wir nun einmal sind, sondern im Diner und er wäre ein Gast, den ich zu bedienen hätte, würde ich wahrscheinlich mit ihm flirten. Für eine Sekunde vergesse ich sogar die Umgebung und stelle mir vor, ich wäre tatsächlich im Diner. In welchem ich auch eigentlich ohnehin sein müsste! Verdammt! Ich werde sicher gefeuert. »Was mit dir passiert ist, kann ich dir nicht sagen. Du wurdest ausgesucht. Herzlichen Glückwunsch, du bist eine Teilnehmerin«, sagt er sarkastisch und schnaubt, mich aus meinen Gedanken holend. »Frag nicht, wieso. Darauf gibt es keine Antwort. Zumindest nicht von mir. Na ja, es gibt eine nette Mail. So eine Art ... Willkommensgruß. Kannst du dir durchlesen ... oder es lassen. Ist mir ziemlich egal. Aber auch da steht nicht drin, wieso *du* hier bist.« Er hält mir ein viereckiges Gerät hin, das aussieht, wie ein Tablet. Seine Worte werfen mehr Fragen auf, als sie beantworten und zögernd nehme ich es ihm aus der Hand.

»Aber wo ist denn ... hier?« Und wer sind *die*?

»Wo wir sind, weiß ich nicht. Sie nennen den Ort Yasnaya.«

»Klingt russisch.«

»Ja, aber ich glaube nicht, dass wir in Russland sind. Das wäre zu weit. Die Insel ist recht klein. Ich schätze mal, wir sind irgendwo westlich. Mitten im Pazifik. Sicher eine künstlich aufgeschüttete Insel, die sie für

Atomwaffentests oder so einen Scheiß gebaut haben. Auf jeden Fall hatte sie mal einen militärischen Zweck.«

»Wie ... wie kommst du darauf?«

»Schau dich mal um. Die Häuser und Lagerhallen ... Alles hier ist perfekt für eine Kampfsimulation geschaffen.« Er schüttelt den Kopf. »Oder für einen richtigen Kampf«, fügt er leise hinzu, kommt zu mir und hält mir seine Hand hin. »Komm schon. Wir müssen hier weg.«

»Wieso?«

»Weil hier in ein paar Minuten die Hölle losbricht!«, sagt er ruhig und doch mit ernstem Unterton. »Hier sind achtundneunzig andere Menschen, die uns tot sehen wollen!«

»Was?«, stoße ich atemlos hervor. Das alles ist so absurd. Er redet und redet, doch ich verstehe nicht das Geringste. Es klingt wie die Handlung eines Films oder irgendeines Ballerspiels. »Wieso sollte mich irgendjemand töten wollen? Ich bin nur eine Bedienung in einem ranzigen Diner, verdammt nochmal!«

»Es interessiert mich einen Scheiß, was du früher gemacht hast! Das hier ...«, er beschreibt mit der Hand einen Kreis, ehe er fortfährt, »... ist jetzt deine Realität! Du solltest sie lieber schnell begreifen!« Er schaut sich den Bruchteil einer Sekunde über die Schulter und zieht genervt die Nase hoch. »Für jeden Menschen auf der Welt gibt es einen anderen, der ihn tot sehen will! Denk nicht zu lange drüber nach. Alles klar?« Er schaut mich ungeduldig an. »Und jetzt müssen wir hier dringend weg!« Demonstrativ schiebt er seine Hand weiter vor.

Einen Augenblick lang betrachte ich seine Hand skeptisch. Seine Worte geben mir zu denken. Meint er etwa, dass jeder Mensch einen anderen Menschen in seinem Umfeld hat, der ihm den Tod wünscht? Das ist doch an den Haaren herbeigezogen! Ich habe noch nie in meinem Leben jemand anderem Schaden zugefügt oder jemanden so verletzt, dass er mir den Tod wünschen könnte. Das ist Irrsinn! Er sagt, ich soll nicht zu lange drüber

nachdenken, aber wie könnte ich nicht? »Ich wüsste nicht, wieso ich mit dir irgendwo hingehen sollte. Ich kenne dich nicht!«

»Hör zu, Kleine!«, beginnt er und spreizt seinen Zeigefinger von der Hand ab, die er mir noch vor einer Sekunde entgegenkommend hingehalten hat. Drohend deutet er in meine Richtung. »Das hier ist kein Spiel! Ich erkläre dir alles später! Im Moment ... müssen wir hier erstmal schleunigst weg!« Er schaut sich aufmerksam in alle Richtungen um.

Ich sitze nur da und blinzle hektisch. Wie er das sagt, macht mir Angst. Wahrscheinlich wäre es wirklich besser, wenn ich ihm vertraue. Zumindest für den Moment, bis ich weiß, wo ich bin und wie ich hier wegkomme. Er scheint zu wissen, was hier los ist – was mir jedoch eher zu denken geben sollte, anstatt mein Vertrauen zu wecken, wenn ich es recht bedenke. »Wieso hilfst du mir überhaupt?«, frage ich noch und greife dann nach seiner Hand, um mich von ihm auf die Beine ziehen zu lassen. Den Bruchteil einer Sekunde treffen sich unsere Blicke. Blau. Seine Augen sind verdammt nochmal blau! Mit einem winzigen bisschen Grün darin. Überrascht und irgendwie schockiert von der Tiefe seiner Augen, stolpere ich einen Schritt zurück. Das soll ja wohl ein schlechter Witz sein! Wie soll ich ihn denn jetzt noch arschig und unsympathisch finden können, wenn er so vertrauenserweckende Augen hat?

»Weil wir ein Team sind. Und jetzt komm!«

Ehe ich es mich versehe, greift er mein Handgelenk, dreht sich um und rennt los. Er zieht so stark an mir, dass ich das Gefühl bekomme, mein Arm würde sich ausrenken. Doch ich bekomme keine Gelegenheit, Widerspruch einzulegen oder gar protestierend stehen zu bleiben.

Wir laufen eine Zeit lang übers offene Feld. Da ist weit und breit nichts außer freier Natur, kleinen Hügeln, Feldern und Bäumen. Es ist so verflucht ländlich. Nichts hier kommt mir bekannt vor und ich habe noch immer nicht den blassesten Schimmer, wieso ich hergebracht wurde. »Können wir vielleicht mal eine Pause machen? Ich kann nicht mehr«, stöhne ich

angestrengt und völlig außer Atem. Meine Seiten tun weh. »Ich bin Bedienung und keine Langstreckenläuferin, verdammt!«

»Wir können eine Pause machen, wenn wir nicht gerade mitten auf dem Präsentierteller sind!«, zischt er leise und zieht wieder stärker an meinem Arm, sodass ich nach vorne stolpere und fast hin falle. »Komm schon!«

»Hast du überhaupt eine Ahnung, wo wir hingehen?«

»Natürlich. Die geben einem dieses kleine Ding hier ja nicht, weil es so eine nette Spielerei ist. Da ist eine Karte der Insel drauf.« Er bleibt stehen und geht – mit einem überprüfenden Blick in alle Richtungen – in die Hocke. Ich tue es ihm gleich und schaue ihm aufmerksam dabei zu, wie er an dem kleinen schwarzen Tablet herumspielt. Gott, bin ich dankbar für diese kurze Pause. Ich brauche dringend Luft! »Hier. Siehst du? Das ist die Karte und das ... sind wir.« Er wischt mit dem Daumen und dem Zeigefinger über das Display und zoomt das Bild der Karte größer. Ein orangefarbener und ein blauer Punkt sind auf der Karte zu sehen. »Du bist orange. Ich bin blau«, erklärt er und deutet mit dem Finger darauf.

»Was bedeuten diese kleinen Kästchen?«

»Das sind Gebäude. Die Bezirke haben unterschiedliche Bezeichnungen. Hier gibt es einen unterirdischen Bunker, eine Schule, ein Krankenhaus, Wohnsiedlungen ...«

»Hier wohnen Menschen?!«, unterbreche ich ihn fassungslos.

»Was? Nein! Ich ... Sag mal, hörst du mir überhaupt zu?! Ich sagte vorhin, dass das hier ein Testgelände ist, das so detailgetreu wie möglich an reale Umgebungen angepasst wurde. Die Gebäude sind alle verlassen. Und wir wollen ... hierhin.« Diesmal verkleinert er die Karte wieder, sodass sie ganz auf dem Display angezeigt wird und deutet mit dem Finger auf einen entfernten Punkt. »Siehst du den weißen Kreis?« Ich nicke. »Wir müssen uns nach Ablauf der Zeit immer innerhalb dieses Kreises aufhalten. Hier unten ist ein Timer. Wir haben zehn Stunden Zeit, um in den Kreis zu gelangen.«

»Was passiert, wenn wir es nicht schaffen?«

Mit einem Kopfnicken deutet er auf meine Hand. »Der Tracer, den sie uns verpasst haben, sendet nach Ablauf der Zeit Stromstöße durch den Körper. Quasi als Erinnerung. Je nachdem, wie weit man noch vom Kreis entfernt ist, können die Stromstöße einen entweder töten ... oder man schafft es noch rechtzeitig.«

»Das ist doch alles ein dummer Scherz!«, säusle ich, lege den Kopf in den Nacken und verdrehe stöhnend die Augen. Am liebsten würde ich heulen, doch nachdem ich eine halbe Ewigkeit gerannt bin wie eine Irre, bin ich zu erschöpft. »Ich bin in meinem Leben zu jedem Menschen nett gewesen! Ich gebe Obdachlosen Geld und helfe in der verdammten Suppenküche aus! Wieso sollten die mich töten wollen?«

»Du hast es noch nicht begriffen«, knurrt er leise. »Nicht *die* wollen uns töten!« Sein ernster Blick durchdringt mich. »Sie wollen, dass wir uns gegenseitig töten! Also ist am Ende nicht der Tracer dein Problem. Sie geben einem genug Zeit, um in den Kreis zu kommen. Egal, von wo man startet.« Er steht wieder auf. »Du und ich ... gegen achtundneunzig andere!«

Es ist einfach zu absurd. Er könnte es mir noch einhundert Mal sagen und ich bin mir sicher, es auch dann nicht zu begreifen. Meine Fragen werden auch nicht weniger. Er versucht, sie zu beantworten und wirft doch nur weitere auf.

Immer wieder streift sein flüchtiger Blick das kleine Tablet in seiner Hand, während wir uns Stunde um Stunde voranarbeiten. Wohin auch immer. »Komm, hier lang!«, ruft er gut drei Schritte voraus, deutet mit ausgestrecktem Arm nach rechts und läuft dann in einem Bogen in die Richtung, in die er gezeigt hat. Hechelnd folge ich ihm und widerstehe dem Drang, mich einfach auf den Boden zu schmeißen, Arme und Beine von mir zu strecken und erstmal ganz in Ruhe wieder zu Atem zu kommen. Denn nach allem, was er mir erzählt hat – was nicht viel war und ich nach wie vor kaum verstehe –, werde ich das Gefühl nicht los, dass wir verfolgt werden. Pure Todesangst treibt mich überhaupt voran und der tief sitzende Wunsch, nicht durch

irgendwelche Stromschläge zu sterben. Nur, weil ich nicht rechtzeitig in diesem komischen imaginären Wunderkreis angekommen bin.

Nach einigen Minuten entdecke ich vor uns ein kleines Haus, einige hundert Meter entfernt. Im Schutz einiger Bäume und Büsche steht es fast friedlich nur so da. Als wir näher kommen, bleibt er plötzlich stehen, hält seinen Arm hoch – vermutlich um mir zu bedeuten, dass auch ich stehen bleiben soll – und geht in die Hocke. »Was ist los?«, frage ich flüsternd. Binahe paranoid. Wieso flüstere ich überhaupt? Das ist lächerlich!

»Keine Ahnung, ob da welche drin sind. Wir müssen vorsichtig sein«, knurrt er leise, ohne den Blick von dem unscheinbaren Haus abzuwenden.

»Wird dir das nicht auf deiner schlaunen Karte angezeigt?!«, frage ich und klinge zynischer als beabsichtigt. Ich weiß nicht, wieso, aber trotz der offensichtlich ernstesten Situation kann ich es einfach nicht so ernst nehmen, wie es wohl nötig wäre. Es ist viel zu abstrakt. Zu absurd und surreal.

»Witzig. So einfach ist das nicht.« Er schüttelt den Kopf und schleicht geduckt Richtung Baum. »Komm jetzt!«, zischt er. »Wir gehen in Deckung und warten ab, ob sich was regt.«

Unauffällig folge ich ihm. Er legt sich hinter dem Baum, der knapp zehn Meter vom Haus entfernt am Fuße eines Hügels steht, auf den Bauch und beobachtet mit wachem Blick, was vor uns passiert, oder auch nicht. Während wir darauf warten, denke ich darüber nach, wieso er all das weiß, was er mir in den letzten Stunden erklärt hat. Ich habe das Gefühl, dass er mehr weiß, als er sagt. Kennt er die, denen ich das hier zu verdanken habe? Gehört er vielleicht dazu? Vielleicht ist das hier ein krankes Spiel. Ein Test. Vielleicht springt gleich jemand aus dem nächsten Busch und schreit: *Willkommen bei der versteckten Kamera!* »Woher weißt du so viel über diesen Ort?«, platzt es plötzlich aus mir heraus und überrascht über meine eigene Unverfrorenheit reiße ich die Augen auf und halte die Luft an.

»Sch!«, zischt er und verengt die Augen zu schmalen Schlitzern. »Ich denke, wir haben Glück«, flüstert er nach einer langen Pause, in der ich

krampfhaft überlegt habe, wann bei ihm der Punkt erreicht sein könnte, dass er mich einfach stehen lässt und allein weitergeht, weil ich ihn so nerve. Langsam drückt er sich vom Boden hoch und setzt sich in geduckter Haltung in Bewegung. Er schleicht zur Rückseite des Hauses. Unter einem Fenster hockend reckt er seinen Hals, um einen Blick ins Innere zu werfen. Dann schaut er mich vielsagend an, nickt und öffnet vorsichtig die Hintertür, um hineinzuschlüpfen.

Ich folge ihm unauffällig und bete, dass uns keine böse Überraschung erwartet. Neugierig schaue ich mich um. Das Haus ist fast leer. Ein großer Wohnraum, von dem drei Räume abgehen, und eine offene Wohnküche. Kaum Möbel. »Schau dich um. Sammle alles auf, was du finden kannst und was irgendwie wichtig sein könnte. Essen, Trinken, Waffen, Ausrüstung.« Ich nicke, bleibe jedoch reglos stehen, während er mir einen letzten ernsten Blick zuwirft und dann in einem der Räume verschwindet. Das mulmige Gefühl in meinem Magen verflüchtigt sich allmählich und ich lasse meinen Blick schweifen. Wenn es hier tatsächlich was zu essen geben sollte, werde ich sicher in der Küche fündig. Langsam gehe ich darauf zu und frage mich, ob sie wohl funktioniert. Gibt es hier Strom? Fließendes Wasser? Wenn das hier nur ein Testgelände ist, so wie er gesagt hat, wird das kaum nötig sein. Ach, verflucht! Worüber denke ich eigentlich nach? Der Fremde hat gesagt, dass wir hier sind, um uns gegenseitig zu töten. Das macht die Verwendung von Strom und Wasser irgendwie unnötig. Schnaubend über meine Gedanken kneife ich die Augen zu und schüttele den Kopf. Reiß dich zusammen, Emily! Das hier ist kein Spaß! »Ähm«, beginne ich und recke meinen Kopf zur Seite, damit mein fremder Begleiter mich hört. »Hier ist was. Eintopf in Konserven und ... eingelegtes Obst«, rufe ich über die Schulter. »Uäh«, mache ich leise und betrachte die Konserve in meiner Hand, die aussieht, als wäre sie seit den Siebzigern abgelaufen. Andererseits ist das Essen bei uns im Diner auch nicht viel frischer und es gibt trotzdem immer ein paar Idioten, die es freiwillig essen.

»Einpacken!«

Verwirrt verziehe ich das Gesicht, als wäre ich von etwas angewidert. Einpacken? »Wo reinpacken?«, frage ich mich selbst im Flüsterton und schaue mich um, als hätte ich einen Rucksack oder eine Tasche übersehen, die ich nicht hätte übersehen dürfen. Gott, wenn das hier wirklich ein Test ist – in was auch immer –, dann versage ich alle zehn Sekunden. Auf ganzer Linie! Ausdauer gleich null, Auffassungsgabe gleich null, Kampfgeist gleich null, psychische Eignung gleich null. Ich will die Liste gar nicht weiterführen.

»Hier!«, ruft der Fremde und steht plötzlich hinter mir im Wohnzimmer, oder wie immer man den Raum betiteln sollte. Er wirft mir einen kleinen Rucksack entgegen, der zu meinen Füßen landet. »In dem Raum war nichts weiter. Ich geh im nächsten gucken.«

Erneut nicke ich nur. Keine Ahnung, wieso er mir das alles erzählt. Im Grunde interessiert es mich nicht einmal. Schweigend hebe ich den Rucksack auf und verstaue die Konserven darin, während ich bereits wieder meinen Blick schweifen lasse und auch die anderen Küchenschränke durchforste. Als ich darin nichts weiter finde als Staub, mache ich mich mit einem leisen Seufzen auf den Weg in das kleine Bad, das praktisch gegenüber liegt. »Hier ... sind Schmerzmittel, oder so was. Und Verbände.« Ich begutachte das kleine orangefarbene Plastikröhrchen mit dem weißen Deckel, auf dem *Tramadol* steht und drehe es in meiner Hand, ehe ich es in den Rucksack stecke. Besser nicht zu lange darüber nachdenken. Sonst kommen Erinnerungen hoch, die ich im Moment echt nicht gebrauchen kann! »Ist wahrscheinlich auch seit vierzig Jahren abgelaufen. So wie der Eintopf. Aber was soll's«, nuschle ich leise zu mir selbst und seufze.

»Einpacken! Ganz wichtig! Alles was reinpasst!«, ruft er mir zu und ich höre, wie er in dem Raum neben der Küche herumkramt. Die Verbände folgen dem Plastikröhrchen und dann verlasse ich das kleine Bad wieder.

* * * * *

Mit schlotternden Knien und wild klopfendem Herzen stehe ich dicht hinter Scott und schlinge fest die Arme um meinen Oberkörper. Ich will nicht hier sein. Das habe ich ihm ungefähr ein Dutzend Mal gesagt und doch bin ich es. Ich hasse es, dass er es jedes Mal wieder schafft, mich zu überreden. Ich *will* nicht nur nicht hier sein, ich *sollte* es auch nicht! Wenn Dad rauskriegt, was wir hier tun, dann bringt er mich um! »Kann ich nicht doch im Auto warten?«, flüstere ich mit brüchiger Stimme.

»Bleib cool, Babydoll. Wir holen nur schnell was ab und sind eher weg, als du gucken kannst.« Scott klopft mit seiner Faust gegen die Wohnungstür, die aussieht, als wäre sie schon zehn Mal aufgebrochen worden. Ich würde sagen, sie passt zum Rest dieses heruntergekommenen Wohnklos. Die Wände des langen Hausflurs, von dem mindestens zehn Wohnungen abgehen, sind mit allen möglichen Graffitis beschmiert, Tapetenreste hängen an ihnen runter, die Deckenbeleuchtung funktioniert kaum und es stinkt ganz furchtbar nach ungeduschten Menschen, Urin und anderen ekligen Dingen, die ich mir lieber nicht vorstellen will. Meine Gedanken werden durch das Klicken des Türschlosses unterbrochen. Einen Moment später wird uns geöffnet. Nur einen Spalt breit. So weit, wie die vorgeschobene Türkette es zulässt. »Scheiße, wer bist du denn?!«, fragt ein unauffällig wirkender Mann, nachdem er Scott keine Sekunde lang gemustert hat.

»Lester hat mich geschickt«, nuschelt Scott leise und zieht schniefend die Nase hoch. »Ich bin hier, um Valeries Zeug zu holen.« Oh Gott! Scott, wo hast du mich da nur reingezogen? Ich mache mir gleich in die Hose vor Angst!

Sofort klatscht der fremde Kerl die Tür vor unseren Nasen zu, sodass ich erschrocken zusammenzucke. Doch im gleichen Moment hören wir, wie die Türkette zurückgezogen wird und die Tür geht wieder auf. Mit einem knappen Nicken bedeutet er uns, ihm in die Wohnung zu folgen. »Valerie, hm? Wann kommt sie denn raus?«

»In ein paar Tagen.« Scott folgt ihm und wischt sich mit dem Ärmel nervös unter der Nase hin und her. Ich beobachte meinen Freund, wie er sich

umsieht. Am liebsten würde ich schreiend weglaufen. Das sollte ich wahrscheinlich auch.

»Und du bewahrst den Kram für sie auf?«

»Nein. Ich bringe das Zeug nur zu Lester.« Der Fremde macht sich an einem Schrank zu schaffen und holt einen Gefrierbeutel daraus hervor, in dem sich eingeschweißte Einwegspritzen und kleine Fläschchen befinden. Ich erkenne es nicht genau, aber Scott meinte, wir würden nur Insulin für seine Tante abholen. »Hast du White Lady da?«, fragt er lauter und reckt seinen Kopf. Wovon redet er denn da? »So ... drei, vier Gramm?«

Der Typ, der hier zu wohnen scheint, dreht sich einmal um sich selbst und geht dann neben seinem Bett in die Hocke, um etwas aus seinem Nachtschränkchen zu holen. »Willst du's erstmal probieren?«, fragt er und reicht Scott ein kleines durchsichtiges Plastiktütchen mit einem weißen Pulver drin. Ich bin nicht blöd und weiß, dass das irgendwelche Drogen sind. Ich dachte, wir helfen nur seiner Tante. Dabei sind wir nur hier, damit er sich seinen nächsten Trip abholen kann.

»Ja«, presst Scott hervor und nimmt das Tütchen.

»Sechzig Mäuse.«

»Hey, Babydoll ... hast du das Geld dabei, wie ich es dir gesagt hatte?«, fragt er und schaut mich erwartungsvoll an, ehe er seine Hand in meine Richtung ausstreckt. Das Geld habe ich von Dad zum Geburtstag bekommen. Eigentlich wollte ich es in meine New-York-Spardose stecken.

Man kann nie früh genug anfangen, für seine Träume zu sparen, Peanut. Oh Mann. Ich weiß nicht, wie oft Dad mir das gesagt hat. Zögernd hole ich das Geld aus meiner Gesäßtasche und gebe es Scott.

»Hier«, sagt der Fremde abermals, als wir uns in der Mitte des kleinen Hauses wiedertreffen, und reißt mich damit aus meinen Gedanken. Es dauert

einen Moment, bis ich seinem Blick folgen kann und begreife, was er von mir will. Er hält mir eine Pistole vor die Nase. »Schon durchgeladen.«

»Was?! Nein! Nein, ich kann ... ich kann doch nicht ... Ich weiß nicht mal, wie man mit so einem Ding umgeht!«, rufe ich empört und reiße abwehrend die Hände hoch, um ihn und das tödliche Ding auf Abstand zu halten. Mal abgesehen davon, dass ich auch gar nicht rauskriegen will, wie man damit umgeht, habe ich bisher keinerlei gute Erfahrungen mit so was gemacht und will auch nichts daran ändern.

»Hör zu, Schlumpfine! Das ist kein Scheiß hier! Das ist bitterer Ernst! Und ... Gott, ich fasse es nicht, dass ich das sage ... Ich muss mich auf dich verlassen können! Ich muss mich darauf verlassen können, dass du mir im Ernstfall Deckung gibst! Also nimmst du jetzt schön deinen wohlbehüteten Pazifismus und wirfst ihn ganz schnell über die nächste Klippe. Alles klar?!« Er starrt mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, als wäre ich ein kleines Püppchen, oder so, und deutet dann mit dem Zeigefinger auf die Waffe. »Die Knarre ist geladen und entsichert. Du musst nicht mehr machen, als sie in die Richtung zu halten, in die du schießen willst und ... schießen!« Er zuckt die Achseln. »Hast du schon mal was fotografiert?« Ich nicke nur. Seine Worte schwirren durch meinen Kopf und ich bin gedanklich noch damit beschäftigt, die Schlumpfine zu verarbeiten. Er scheint ein richtig mieses Arschloch zu sein und ich bin mir ziemlich sicher, dass er der Typ Mensch ist, vor dem Dad mich immer gewarnt hat. Wieso nur, um Himmels willen, passiert mir das? Womit habe ich das verdient? Auf einer verdammten Insel ausgesetzt zu werden, um dann was zu tun? Leute zu töten?! Das wird nicht passieren! Und als wäre das noch nicht verrückt genug, werde ich mit so einem Vollarsch losgeschickt. »Gut. Ist genau das gleiche Prinzip. Kriegst das schon hin.« Er haut mir kraftvoll auf die Schulter, sodass ich einen Schritt vorwärts stolpere und fast umfalle und schiebt mir dann die Pistole hinten in den Bund meiner Jeans. Das kalte Metall am Rücken lässt mich erschrocken zusammenfahren. Vielleicht ist es auch einfach seine ruppige Art, die mich erschreckt. Abfällig

schnaubend tritt er einen Schritt zur Seite und schüttelt den Kopf, ehe er ein Gewehr auf dem Tisch ablegt, das ich gar nicht in seiner Hand bemerkt hatte. Das zu sehen macht mir jetzt doch wieder Angst. Es führt mir vor Augen, dass all das hier doch kein schlechter Scherz ist. Er zieht sich selbst einen Rucksack über die Schultern, der deutlich größer ist als der, den ich trage, und schiebt das Gewehr durch einen Riemen an der Seite des Rucksacks. »Komm schon. Wir müssen weiter.«

Seufzend lasse ich die Schultern hängen. Wenn ich nur daran denke, dass wir gleich wieder gefühlte dreihundertsiebzig Meilen laufen müssen, könnte ich schon heulen. »Können wir nicht einfach hier ... bleiben? Ich meine, bevor wir auf offener Straße erschossen werden ... können wir doch genauso gut abwarten, bis es vorbei ist.«

Auch er seufzt. Nein. Es ist vielmehr ein äußerst genervtes Stöhnen. Er reibt sich die Stirn und lässt den Kopf hängen. »Wow. Also ... entweder bist du ... nicht viel schlauer als ein Stuhl ... oder aber einfach nur unsagbar vergesslich!«

»Was?! Ich glaube ja wohl, du spinnst! Was fällt dir eigentlich ein, so mit mir zu reden?! Du kennst mich nicht! Du hast keine Ahnung, wer oder was ich bin!«

»Na ja, so viel weiß ich. Du scheinst das hier alles nicht besonders ernst zu nehmen ... oder zu realisieren und bist offensichtlich ziemlich vergesslich! Sonst wüsstest du, dass wir nicht hierbleiben *können*! Der Kreis ... Du erinnerst dich?! Wir haben noch drei Stunden, um in den Kreis zu kommen. Ansonsten kannst du dich schon mal mit dem Gedanken anfreunden, gegrillt zu werden. Also, ich weiß ja nicht, was mit dir ist, aber ich steh nicht so auf Elektroschocks und würde die ganz gerne vermeiden!«

»Ist ja gut! Komm mal wieder runter, ey!«

»Lass ... uns jetzt einfach hier verschwinden!«

CHAPTER TWO

LIAM

Babysitter zu spielen ist echt das Letzte, was ich hier gebrauchen kann. Es ist schon schlimm genug, dass ich wieder hier bin – was eigentlich abzusehen war, wenn ich es recht bedenke. Ich hätte einfach meinen Job machen sollen, dann hätte ich dieses Problem jetzt nicht. Es ist ja nicht so, dass es vorher keine *anderen* gab. Da habe ich meinen Job doch auch gemacht. Aber wieso nur nicht bei ihr? Weil sie eine Frau ist? Meine Ziele waren immer Männer. Gott, ich bin echt ein dummer Esel! Sie kann mir doch im Grunde egal sein. Wenn ich gewusst hätte, dass ich wieder hergebracht werde, hätte ich sie einfach den Wölfen zum Fraß vorgeworfen. Dafür habe ich jetzt ein dummes kleines Mädchen am Arsch kleben, das weder versteht, was hier passiert, noch sich darauf einstellen kann und offensichtlich nicht einmal die gesamte Tragweite begreift. Das nervt mich so tierisch, dass ich ernsthaft mit dem Gedanken liebäugle, sie einfach heute Nacht zurückzulassen, wenn sie schläft. Mit jeder Minute, die ich sie länger an der Backe habe, wird mir klarer und klarer, wieso *sie* ausgewählt wurde. Es passiert nicht oft, dass Frauen hergebracht werden. Aber ich bin mir sicher, dass Männer – welche Rolle auch immer sie im Leben einer Frau so spielen – selbige deswegen verkaufen, weil sie tierisch von ihnen genervt sind. Ich habe mich nie darum geschert, wieso ich jemanden einzusammeln hatte. Bei ihr hat es mich aber komischerweise dennoch interessiert. Ich habe mir nicht ein einziges Mal die Mühe gemacht, mir die Verkäuferakten anzusehen. Außer in ihrem Fall. Denn als ich den Auftrag bekommen und das angefügte Foto gesehen habe, wollte ich unbedingt wissen, wer einem unscheinbaren hübschen Mädchen so was antun würde. Fuck, es hat mich *nie* interessiert! Und mich hat es auch nie interessiert, was danach mit den Teilnehmern passierte. Das gehörte immer zu den Dingen

meines Jobs, die ich besser nicht hinterfragt hatte. Und kaum tat ich es doch, passierte mir so was. Das beweist wieder einmal, dass Unwissenheit manches Mal besser ist, als zu viel zu wissen. Ach, verflucht! Natürlich werde ich sie nicht allein zurücklassen. Da ist immer noch ein letzter Rest meines einstigen Soldatenstolzes in mir, verdammte Scheiße. Erinnerung dich an den Eid, den du geschworen hast, Burke! Zivilisten zu beschützen. Es wird Zeit, dass ich mich darauf zurückbesinne. Vier Jahre lang habe ich es ignoriert und fast vergessen. Also, da ich jetzt auch hier bin, kann ich auch einfach mein Bestes tun, um sie vor dem Schlimmsten zu bewahren. Es hat einen Grund, wieso man in Zweiertteams losgeschickt wird. Es erhöht die Spannung, die Dramatik dieses Spektakels. Denen geht vor ihren Monitoren und Bildschirmen richtig einer ab, wenn einer der beiden auf der Insel stirbt und der andere sich allein durchzukämpfen versucht. Und dabei sogar mit einer Art Trauer konfrontiert wird, weil man sich in dieser kurzen Zeit doch an seinen Kameraden gewöhnt hat. Weil man froh war, nicht allein da durchzumüssen. Und sobald einer von beiden stirbt, kann der andere sich im Grunde direkt von der nächsten Klippe werfen. Allein kommt man hier nicht weit. Das wissen die. Und sie genießen es, uns beim Verzweifeln und Leiden zuzusehen. Fast so sehr, wie zu beobachten, wie wir sterben. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, wie sie das anstellen – was auch nie Teil meines Jobs war – oder wie die Technologie aussieht, die sie nutzen, um uns zu beobachten. Ich habe vorhin die Räume nach versteckten Kameras abgesucht, aber keine gefunden. Wobei das auch nichts heißen muss. So klein, wie diese Biester in der heutigen Zeit sind, findet ein ungeübtes Auge wie meines sie sicher nicht. Bestimmt nutzen die auch eine Art Drohnen-Technologie. Irgendeine Form von Überwachungstechnik müssen sie aber auf jeden Fall haben. Sonst macht das alles hier keinen Sinn. Was immer es ist, ich bin mir sicher, all das gar nicht so genau wissen zu wollen. Der Gedanke, auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden, ist immerhin verstörend genug.

Beim letzten Mal hatte ich wenigstens einen Ex-Knacki an meiner Seite, der wusste, wie man mit Waffen umgeht, der sich verteidigen konnte und den nötigen Biss hatte, um das hier unbeschadet zu überstehen. Aber dieses zerbrechliche Mädchen mit ihrer zierlichen Figur, dem schmalen Gesicht und den langen blonden Haaren, diese Bedienung aus einem Diner, sieht nicht aus, als könnte sie mir hilfreich sein. Sie wird mich nur unnötig aufhalten. Mal abgesehen davon, dass sie mich mit ihren Fragen nervt. Und diesem treudoofen und hilfeschendenden Hundeblick. Zugegeben, sie hat echt schöne Augen. In einer anderen Welt würde ich sie sicher angraben, in der Hoffnung, sie ins Bett zu kriegen. Sie tut so, als hätte ich Antworten darauf, oder müsste sie zumindest haben. Ich kann es fast verstehen. Immerhin habe ich vorhin versucht, ihr das Wichtigste zu erklären. Natürlich denkt sie, dass ich Antworten habe. Und die habe ich auch. Aber wie könnte ich sie ihr geben? Sie würde es mit ziemlicher Sicherheit nicht verstehen – ebenso wenig wie das, was hier passiert.

Es ist besser für uns beide, wenn ich ihr nicht zu viel erzähle. Zugegeben, ich hatte beim letzten Mal die gleichen Fragen. Wieso bin ich hier? Was hat das alles zu bedeuten? Wieso tut jemand so was und zwingt andere, sich gegenseitig abzuschlachten? Ich kann es also im Grunde verstehen, aber sie begreift offenbar nicht, dass wir im Moment keine Zeit haben, über so was zu reden. Damien war damals selbst auch das erste Mal da und mir keine große Hilfe. Auch ihn quälten diese Fragen. Wozu? Wieso ich? Wer kann nur so etwas Krankes tun? Wir haben also wenig Zeit damit verschwendet, tiefeschürfende Gespräche über unsere Gefühle zu führen und uns stattdessen auf den Weg gemacht, diese Scheiße zu überleben. Und wir haben diese Scheiße überlebt.

* * * * *

»Hey, Burke!«, ruft eine dunkle Stimme hinter mir, kaum, dass ich die Bar verlassen habe, und noch im gleichen Moment ist mir klar, was folgt. Ich drehe

mich zu der Stimme um und schnaube, als ich den Mann vor mir sehe. Den Gorilla in seinem zu kleinen Anzug, meinen ehemaligen Kollegen, den Handlanger derer, die mir vor drei Jahren mein Leben gestohlen haben und *mich* zu ihrem Handlanger machten.

»Hm«, mache ich und seufze hörbar. »Ernsthaft?« Ich verkneife mir ein verächtliches Schnauben. »Hey, Crocker.« Den Kerl zu sehen ernüchtert mich. Wenngleich es mich auch nicht wirklich wundert. Wenn ich es recht bedenke, hätte ich es wohl ahnen müssen. Schon als ich damals in einen Helikopter verfrachtet wurde, um von der Insel wieder weggebracht zu werden, wusste ich, dass ich an jedem einzelnen Tag für den Rest meines Lebens Angst vor meinem eigenen Schatten haben würde. Auch, als ich danach diesen widerlichen Job angenommen und damit meine Seele verkauft habe, fast drei Jahre für diese Schweine gearbeitet und deren Drecksarbeit erledigt habe, war mir klar, dass sie mir jederzeit ein Ende machen könnten, wenn ihnen der Sinn danach stand. Und jetzt stehen wir hier. Es scheint nun so weit zu sein. Ich habe meinen Job nicht gemacht und bin ausgestiegen. Ich wusste, dass mir das früher oder später zum Verhängnis werden würde.

»Na? Hast du mich vermisst?!«

»Total«, säusle ich und lasse enttäuscht die Schultern hängen. Ich bin weniger enttäuscht über das, was gleich passiert als vielmehr von mir selbst. Seit meinem Ausstieg habe ich mich stets bemüht, unterm Radar zu bleiben. Fuck, ich habe sogar mit einer falschen Identität den Bundesstaat gewechselt, zahle nur bar und checke jede Woche in einem anderen ranzigen Motel ein. Und jetzt stehe ich hier, schaue meinem Schicksal entgegen und mir wird klar, dass das alles für die Katz war. »Woher wisst ihr Witzfiguren eigentlich so genau, wo ich bin?«

»Das Ding da in deinem Arm ... ist nicht nur auf der Insel aktiv.« Mit einem Kopfnicken deutet er auf meinen Arm. Er meint das Tattoo an meinem Unterarm. Ich habe es gewusst! Zugegeben, irgendwann habe ich es ignoriert, denn ich konnte es weder entfernen noch übertätowieren lassen. Ich habe es

direkt nach meinem Ausstieg mit einem EMP-Gerät bearbeitet und war eigentlich davon ausgegangen, dass es mir keine Scherereien mehr macht, aber ein Teil von mir hat es doch irgendwie immer gewusst. Fuck! »Du weißt, was jetzt kommt, oder?«

Mit angespanntem Kiefer nicke ich. »Tu mir bitte einen Gefallen und mach es schnell. Einen sauberen Schuss zwischen die Augen. Keine unangenehmen Überraschungen. Das bist du mir schuldig!«

»Einen Schuss?«, wiederholt er meine Worte, als hätte ich mich irgendwie missverständlich ausgedrückt. »Denkst du etwa ich bin hier, um dich zu töten?«

Seine Verwirrung verwirrt mich wiederum. Für mich war es selbstverständlich, dass die keine Fehler zulassen. Keine Lücken. Keine ehemaligen Mitarbeiter, die ausplaudern könnten, was hinter verschlossenen Türen, auf staubigen Bildschirmen oder in zwielichtigen Bars so passiert. »Aber, wieso ... Warte ... Etwa nicht? Ich dachte ...«

Ein kehliges, rauchiges Lachen drängt sich seinen Hals hoch. Dem folgt ein Husten. »Nein, mein Freund. Du solltest wissen, dass sie dich nicht einfach so davonkommen lassen.«

»Davonkommen lassen?« Ich drehe meinen Kopf, als hätte ich ihn nicht verstanden und schnaube abfällig. »Scheiße, ich bin davon ausgegangen jetzt zu sterben. Und du redest hier was von *davonkommen lassen*. Du bist ... echt ein Witzbold.«

»Ach, komm! Krieg dich ein, Burke. Und bitte tu mir einen Gefallen. Mach ... es nicht schlimmer als nötig.« So wie beim letzten Mal? Danke, kein Bedarf. Ich erinnere mich noch ziemlich gut an die Prügel und die Stromstöße, die ich eingesteckt habe, bevor sie mir irgendein widerliches Zeug injiziert haben und ich über Stunden ausgeknockt war. Das widerliche Zeug hatte sich im Nachhinein als Fentanyl herausgestellt. Wahnsinnig wirksam. Das Geheimnis liegt in der Dosierung. Es ist fünfzig Mal stärker als Heroin. Nur ein bisschen zu viel davon und man stirbt, bevor man Trip sagen kann.

Danach war es dann mein Job, das Gleiche mit anderen Teilnehmern zu machen. Das war aber nie der Teil meiner Arbeit, in dem ich gut war. Na ja, gut war ich schon irgendwie. Sonst wären die Teilnehmer wohl gestorben, bevor sie auf der Insel angekommen wären. Nein. Ich war gut. Ich wollte es aber nicht sein. Zu wissen, wie es sich anfühlt, selbst so behandelt zu werden, hat mich immer irgendwie zurückgehalten. Klar, habe ich meinen Job trotzdem gemacht. Denn dafür wurde ich immerhin bezahlt. So richtig gut war ich aber darin, Menschen aufzuspüren, auszukundschaften und anschließend von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Es so aussehen zu lassen, als wären sie bei einem Wanderunfall verunglückt, beim Hawaii-Urlaub ertrunken oder als wären sie einfach überstürzt umgezogen, weil sie ein besseres Jobangebot am anderen Ende der Welt erhalten haben. Ich war sehr kreativ dabei, aus Menschen Geister zu machen. Ich war Fixer.

Meine Erfahrung mahnt mich also, mich besser nicht zu wehren. Er ist nämlich nicht allein und wenn ich auch nur zucke, dann kriege ich von seinem Helferlein wieder eine Tracht Prügel, die ich so schnell nicht verdauen kann. »Bringen wir es einfach hinter uns«, nuschle ich und atme tief durch.

»Hättest einfach deinen Job machen sollen, Burke.« Gelangweilt zuckt er mit der Schulter und hebt eine Augenbraue. »Du weißt, wie es läuft. Also ... nach dir.« Er deutet mit einem kurzen Kopfnicken über seine Schulter. Auf dem dunklen Parkplatz steht der noch dunklere Jeep, der mir zu vertraut ist. Wie oft habe ich zugesehen, wenn Menschen hineingeworfen wurden. Wie oft habe ich selbst Menschen hineingeworfen. Ich weiß es ganz genau. Das ist etwas, das ich nie vergessen habe. Etwas, das ich nicht vergessen *kann*, oder will? Es spielt keine Rolle. Es waren zu viele. Zu viele Leben, die in dem Augenblick beendet waren, als ich sie in den Jeep verfrachtet hatte. Ich hypnotisiere das Fahrzeug, auf das ich schnurstracks zusteuere, und frage mich, wer meinen Job übernommen und ob dieser Jemand für mich auch einen kreativen Abgang gewählt hat. »Und? Wie sieht meine Geschichte aus?«, frage ich, mir einen Blick über die Schulter werfend.

»Es gibt keine. Niemand wird dich überhaupt vermissen.« Da hat er allerdings recht. Dad war nach der Schlacht von Mogadischu nicht mehr derselbe und er hat nur noch gesoffen. Mom hat das wahrscheinlich nicht mehr ertragen und ist abgehauen, als ich elf war. Danach hatte es keine zwei Wochen gedauert, bis Dad sich – verzweifelt wie er war – den Kopf weggeschossen hat. Die siebzehn verschiedenen Pflegefamilien, in die ich gesteckt wurde, erinnern sich sicher nicht einmal mehr an mich. Ich habe keine Freundin oder gar eine Frau. Keine Geschwister. Großeltern? Bestimmt. Irgendwo. Aber wissen die überhaupt von meiner Existenz? Freunde? Eher Kameraden. Fast alle gefallen. Ich bin allein und das hat mich nie gestört. Aber jetzt so unverfroren gesagt zu kriegen, dass einen niemand vermissen würde, ist irgendwie sehr deprimierend. Ich hätte mir einen spektakulären Abgang gewünscht. Aber wozu mit Pauken und Trompeten untergehen, wenn es niemand hört.

Mir graut es davor, einzusteigen und wieder auf diese Insel gebracht zu werden. Ich bin Soldat. Krieg ist für mich nichts Neues. Falludscha, Iran, Jemen, Kuwait, Afghanistan ... Ich kenne all die Einsätze, war überall dabei. Aber das hier ist ein völlig anderes Level. Und ich kann gut darauf verzichten. Kaum, dass ich mich gesetzt habe und mein Begleiter neben mir Platz genommen hat, schlägt er mir so heftig von der Seite seinen Ellbogen ins Gesicht, dass mir schwarz vor Augen wird.

»Wie weit müssen wir noch, bis wir in diesem mysteriösen Kreis ankommen?«, fragt sie, kaum da wir das kleine Haus verlassen haben und holt mich aus meinen Gedanken.

»Sch!«, zische ich und gucke mich paranoid in alle Richtungen um. Eigentlich ist es hier recht sicher. Den Berg im Rücken und eine Lichtung vor einem kleinen, offenen Waldstück, bestehend aus Birken, vor der Nase. Die

Stämme sind schmal und hell, weswegen jede Bedrohung gut sichtbar sein sollte, wenn sie auf uns zukommt.

»Entschuldige«, nuschelt sie kleinlaut hinter mir. Ich werfe einen flüchtigen Blick über die Schulter und bemerke, dass sie die Augen verdreht. Dennoch macht mir ihre eingeknickte Haltung ein schlechtes Gewissen. Vielleicht sollte ich etwas nachsichtiger mit ihr sein. Sie hat keine Ahnung von den Dingen, die hier passieren, keine Kampferfahrung und sicher hat sie große Angst. Ein bisschen Verständnis könnte ich schon aufbringen für diese kleine zierliche Bedienung, die aussieht, als würde sie für Kinder und Tiere in Not spenden.

»Hör zu, Kleine. Ich versuche hier nur, uns am Leben zu halten. Und dass du so viel fragst oder unbedacht und laut daher plapperst, macht mich echt rasend vor Wut. Also tu mir einen Gefallen und rede einfach leiser. Und ... weniger. Geht das?« Sie nickt. »Wir haben noch ein paar Meilen vor uns. Außerdem auch nicht mehr viel Zeit. Wir sollten uns nach einem fahrbaren Untersatz umsehen.«

»Hier gibt es Autos?« Noch eine Frage! Unbeabsichtigt stöhne ich leise und verdrehe innerlich die Augen. »Sorry«, entschuldigt sie sich erneut.

»Ja, vergiss es«, knurre ich leise und setze mich in Bewegung, um hinter dem Haus den Berg hochzugehen. »Ja, hier gibt es Autos. Wir suchen aber nicht nach einem Auto. Die sind zu laut und auffällig. Außerdem zu träge und unwegsam. Wir suchen nach einem Motorrad.«

»Aber die sind auch laut.« Ich bleibe abrupt stehen, presse angespannt den Kiefer zusammen und kämpfe gegen den Drang an, sie so lange anzuschreien, bis sie anfängt zu heulen! Sie bemerkt meine Anspannung und räuspert sich. »Entschuldigung«, flüstert sie. »Na ja, das mit dem Motorrad ergibt ... sonst ja grundsätzlich Sinn. Wenn ... irgendetwas von all dem hier auch nur ansatzweise Sinn ergeben würde natürlich. Aber ... okay.« Ein einfaches *Okay* hätte völlig gereicht, weswegen ich praktisch spüren kann, wie mein Auge zu zucken beginnt.

Schweigend folgt sie mir dicht auf den Fersen, während ich den Berg hochlaufe. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das gut finde. So muss ich mich ständig zu ihr umdrehen, um zu überprüfen, dass auch alles in Ordnung ist. Dann lasse ich aber alles außer Acht, was vor mir passiert und das wiederum wäre äußerst unklug. Andererseits kann ich sie schlecht vor mir herlaufen lassen. Dann ist sie eine nur noch größere Zielscheibe. Und mal abgesehen davon, dass ich keine Lust habe, sie zu retten, habe ich am Ende noch mehr Stress damit, meinen Arsch aus der Gefahrenzone zu bringen. Ich habe die Kontrolle über dieses kleine Team und ich werde dieses Mädchen sicher nicht blindlings ins Ungewisse rennen lassen.

Soweit scheint im Bereich alles unauffällig und sicher zu sein, weswegen ich etwas aufatmen kann, als wir eine kurze Rast im Schutz eines Baums am Fuße des Bergs machen und ich auf der Karte nach dem nächsten kleinen Dorf suche. »Die meisten Fahrzeuge sind in der Nähe von Straßen und Siedlungen. Also führt unser Weg uns erst einmal ein Stück nach Westen«, nuschle ich, ohne sie anzusehen. Stattdessen wische ich auf dem Tablet herum, um die Karte größer und kleiner zu zoomen. »Das ist ein Umweg von knapp zwei Meilen, aber sollten wir ein Fahrzeug finden, lässt der sich schnell wieder aufholen.«

»Was immer du sagst«, antwortet sie eingeschüchtert. Ich werfe ihr einen flüchtigen Blick zu. Sie hypnotisiert meinen Finger, der auf die Karte deutet. Offensichtlich hat sie noch immer Mühe damit, all das hier richtig zu begreifen. »Können ... wir uns beeilen?«

»Was ist denn los?«

»Nichts, ich ... ich bin nur nicht besonders scharf darauf, dass dieses Teil in meinem Arm anfängt, mich zu grillen.« Sie weicht meinem Blick aus und schaut mit glasigen Augen zu Boden. Oh, bitte! Lass sie jetzt nicht heulen.

»Das wird schon nicht passieren. Keine Sorge.« Sie nickt nur. »Na, komm. Weiter geht's. Zwei Meilen noch, dann haben wir es geschafft.« Zumindest bis zum nächsten Dorf. Und ob wir da fündig werden oder doch nur auf Ärger

stoßen, bleibt abzuwarten. Meine Sorgen behalte ich aber besser für mich. Sie ist schon aufgewühlt genug und verlässt sich auf mich. Ein Grund mehr, ihre Fragen nicht zu beantworten.

Ich kann mir nicht helfen, aber den ganzen Weg über habe ich mir Sorgen um diese Fremde gemacht, die hechelnd hinter mir hergerannt ist und offensichtlich nur selten Sport treibt. Sie ist nicht sonderlich ausdauernd. Und dass ich mir Sorgen um sie mache bedeutet im Grunde nur, dass ich mir keine mehr um das machen kann, was eigentlich wichtig ist. Nämlich um den Feind, der auf jede unserer Bewegungen lauert und auf seinen Moment wartet, um uns hinterrücks zu erschießen. Vielleicht sollte ich sie doch besser stehen lassen. Dann bin ich schneller und unauffälliger. Augenverdrehend bleibe ich mitten im Kornfeld stehen und gehe in die Hocke. So sollten wir nicht direkt zu erkennen sein. Die Halme sind hoch genug, um das meiste von uns zu verdecken. Ich habe sie auch beim letzten Mal nicht stehen lassen, als ich darüber nachgedacht habe, es tun zu können. Als würde ich es dann jetzt tun. »Da hinten«, sage ich leise und deute mit ausgestrecktem Arm in die Ferne. »Zu den Häusern wollen wir. Tu mir einen Gefallen ... Das da vorne ... ist alles offenes Gelände. Ziemlich ungünstig für uns. Wir sind leicht zu sehen, sobald wir aus dem Feld rauslaufen. Ich brauche deine Augen. Guck dich um. Sag mir, wenn sich was bewegt. Egal was!«

»Ach, jetzt darf ich auf einmal sprechen?«, zischt sie.

»Ist das gerade dein Ernst?«, erwidere ich und lege den Kopf schief, als hätte ich mich verhört. »Willst du mich verarschen?« Sie macht mich wahnsinnig! Das ist so typisch Weiber!

»Ja, schon«, sagt sie und presst die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen. Wow! Damit hatte ich jetzt allerdings nicht gerechnet.

»Humor, hm? Hätte ich dir gar nicht zugetraut.« Mittels eines kurzen Nickens zolle ich ihr Anerkennung für ihren kleinen Scherz – von dem ich mir nicht sicher bin, wie angebracht er in unserer jetzigen Situation ist, wenn man

bedenkt, dass die Insel immer noch voller Menschen ist, die unseren Tod wollen.

»Tja«, flüstert sie selbstzufrieden und rümpft die Nase.

Mit einem belustigten Schnauben setze ich mich geduckt in Bewegung. »Los jetzt. Wir haben keine Zeit für Trödeleien.« Sie ist dicht hinter mir, als ich aus dem Kornfeld herausschleiche, mich aufrichte und losrenne. Offenes Feld, nur wenige Bäume und eine befestigte Straße stehen zwischen uns und den Schutz bietenden Häusern. »Wie siehts aus?«, rufe ich ihr so leise es eben geht zu und konzentriere mich auf jede nur mögliche Bewegung im Bereich der kleinen, eng beieinanderstehenden Häuser.

»Nichts«, zischt sie mir zu und hustet ihre Erschöpfung aus sich heraus. Kardio soll helfen, Mäuschen. Wenn wir es hier lebend rausschaffen, dann melde ich sie in irgendeinem Fitness-Club an. Auf Lebenszeit! Mich beschleicht ein ungutes Gefühl, als wir zur Straße kommen. Ich fühle mich ein bisschen wie ein Kaninchen, das Angst vor herannahenden Autos hat und trotzdem in den sicheren Tod rennt. Wenn wir nur schnell genug sind, schaffen wir es wohl, ohne zu sterben. Kaum sind wir über die Straße und im Schutz der ersten Häuser angekommen, atme ich durch und mein Herzschlag normalisiert sich wieder. »Hier rein. Komm!« Leise drücke ich die Tür auf, schaue über die Schulter und mich nach meiner Begleitung um. Sie ist dicht hinter mir. Ich lasse sie vor mir das Haus betreten und drücke sie an der Schulter in die Hocke. »Leise! Wir sind vielleicht nicht allein.« Sie guckt mich mit großen Augen an und schluckt, ehe sie verständnisvoll nickt und weiter durch den Flur geht. Mit einem letzten überprüfenden Blick in Richtung Feld und Straße schließe ich die Tür hinter mir und folge meiner Begleitung. »Warte hier. Ich gucke mich kurz oben um«, flüstere ich und warte ihr bestätigendes Nicken ab, ehe ich in die obere Etage verschwinde und bete, dass uns keine Überraschung erwartet. Das Haus ist klein, hat nicht viele Räume und doch nehme ich mir ein paar Minuten, jeden Raum gründlich zu durchsuchen. Ich will nichts übersehen, was uns am Ende nützlich sein

könnte. »Das Haus ist sauber und ... ich habe oben ein bisschen Munition gefunden. Hier.« Ich lege ihr die Schachtel mit der Neunmillimeter-Pistolenmunition auf den kleinen Küchentisch, auf dem bereits eine weitere Eintopf-Konserve und ein Erste-Hilfe-Kasten stehen. Sie war also auch fleißig. Und zwar so leise, dass ich sie nicht einmal gehört habe. Offenbar lernt sie doch, sich an die Gegebenheiten anzupassen. »Das ... ist gut. Pack alles ein.«

»Brauchst du die Munition nicht viel eher?«

»Die passt nicht in ein Gewehr. Die ist für dich. Ich habe eigene«, kläre ich sie auf und ziehe am Schulterriemen meines Rucksacks, um ihr zu bedeuten, dass ich meine Munition bereits verstaut habe. »Wir müssen uns echt beeilen. Komm.«

»Hattest du nicht was von Motorrädern gesagt? Und Autos? An der Straße vorhin habe ich weit und breit keinen fahrbaren Untersatz gesehen.«

»Ich auch nicht. Das könnte noch zum Problem werden, wenn wir Pech haben.« Ich sollte versuchen, nicht so pessimistisch ihr gegenüber zu sein. Hinterher fängt sie wirklich noch an zu heulen und ich bin mir sehr sicher, dass ich da nicht angemessen drauf reagieren könnte. »Na, los. Weg hier. Ist nicht mehr weit. Dann können wir erstmal eine Pause machen.«

»Okay.«

Es wäre einfacher gewesen, die Straße entlang zu laufen und nicht den Weg über den leicht bewaldeten Berg zu nehmen, der hinter der kleinen Siedlung aufragt, aber uns rennt die Zeit davon und langsam, aber sicher werde ich etwas nervös. Außerdem wären wir auf der Straße ein zu leichtes Ziel gewesen. Es könnte gut sein, dass wir es nicht rechtzeitig schaffen. Ich kann mit diesen Stromschlägen umgehen. Immerhin weiß ich, was auf mich zukommt. Aber sie hat keine Ahnung. Es wird sie umhauen. »Komm! Schneller! Wir haben es fast geschafft. Nur den Berg runter und an der Schule vorbei. Dann sind wir in der sicheren Zone.«

»Das ... waren aber ... viel mehr als zwei Meilen!«, hechelt sie vorwurfsvoll und stützt sich Halt suchend an einem Baumstamm ab, während ich damit beschäftigt bin, die Luftlinie in unseren tatsächlichen Laufweg umzurechnen.

»Das war ja auch nur der Umweg, Darth Vader. Klar waren das mehr als zwei Meilen. Hör auf zu heulen jetzt und lauf weiter, oder soll ich dir erst noch ein Sauerstoffzelt besorgen?!« Ich mache einen Satz auf sie zu, packe sie am Arm, ignoriere ihr beinahe hörbares Augenrollen und ziehe kräftig an ihr, damit sie sich wieder in Bewegung setzt. Wir haben nur noch knapp zehn Minuten für mindestens noch eine weitere Meile. Wenn nicht mehr. Das wird verdammt eng!

Wie ein Besessener renne ich vor ihr her. Unachtsam und einfach geradeaus. Ich bemühe mich nicht groß, auf meine Umgebung zu achten, auf Bewegungen, die von Feinden herrühren könnten oder doch nur von Ästen, die sich im Wind bewegen. Als wir bei dem großen Gebäude ankommen, das als Schule gedacht zu sein scheint, laufe ich geradewegs auf die Hauswand zu, gegen die ich mich ruckartig lehne und die ich für einen kurzen Moment als Halt nutze, um zu Atem zu kommen. Ein flüchtiger Blick auf den Timer am Tablet verrät mir, dass wir gerade mal eine Minute übrighaben. Ich schaue mich um, blicke ums Gebäude herum und bedeute ihr dann mit einer schnellen Handbewegung, weiter zu rennen. Ich kann sie nicht mehr ziehen. Meine Energie neigt sich dem Ende zu und ich kann ihre nicht mehr auffangen. Also setze ich mich wieder in Bewegung, beide Arme nutzend, um Schwung zu holen. Sie ist hinter mir und wann immer ich mich über die Schulter nach ihr umschaue, wird der Abstand zwischen uns größer. Die Grenze, die zu erreichen ich seit zehn Stunden versuche, liegt direkt hinter einer kleinen Lagerhalle, knapp hundert Meter entfernt. »Schneller! Wir haben es gleich!« Ich bringe auf den letzten Metern nochmal alle Energie auf, die noch in meinem Körper ist und schaffe es noch vor Ablauf der Zeit, mich gegen die Lagerhallenwand zu schmeißen. Schwer atmend und mit

brennenden Lungen lege ich den Kopf in den Nacken. Mein Herz springt mir gleich aus der Brust. Gerade, als ich den Kopf wieder senke, um das Feld nach meiner Begleiterin abzusuchen, bemerke ich, wie sie stehen bleibt und sich verkrampft. »Fuck!«, stoße ich atemlos hervor und mein Blick huscht wieder über das Tablet. Das Feld außerhalb des markierten Kreises blinkt rot, der Timer steht auf null. Sofort schmeiße ich das Tablet zu Boden, reiße mir den Rucksack von den Schultern und renne zu ihr, als wäre der Teufel hinter mir her. Wieder verkrampft sie sich und fällt dann wie ein Klotz zu Boden. Kaum habe ich die sichere Zone verlassen, durchströmt auch mich ein brennender Schmerz, der von meinem Arm ausgeht, und lässt mich krampfhaft die Zähne zusammenbeißen. Nicht langsamer werden. Sie muss hier weg! Und zwar so schnell wie möglich. »Steh auf!«, belle ich ihr entgegen und schmeiße mich neben sie, als mich ein zweiter Schock durchfährt und kurz meine Muskeln verkrampfen lässt. Ich ziehe sie am Arm auf die Beine, lege ihn um meine Schulter und schlinge meinen um ihre Hüfte, um sie zu stützen. »Nicht schlapp machen! Komm schon, hilf mit!« Sie bemüht sich, den Schmerz wegzustecken, die verkrampften Muskeln zu bewegen und sich auf den Beinen zu halten. Ein weiterer Schock. Sie verzieht das Gesicht und stöhnt leise ihren Schmerz aus sich heraus, streckt den Rücken durch und ihr läuft eine Träne über die Wange. Noch einen übersteht sie nicht. »Tu mir das jetzt nicht an«, flehe ich wütend und schiebe sie schneller Richtung Lagerhalle, während auch ich mit dem Brennen in meinen Gliedern zu kämpfen habe. »Nur noch ein paar Meter.« Meine Stimme ist nur ein gequältes Rasseln und kaum habe ich sie aus der heißen Zone raus, sacken wir beide kraftlos nach vorne und landen im Gras. Auf allen vieren versuche ich abermals, zu Atem zu kommen und den Schmerz wegzustecken, den die Stromstöße ausgelöst haben. Das war heftig. Bei meinem letzten Besuch hier haben wir es rechtzeitig geschafft. Ich hatte nur Munition auf einem Autowrack liegen sehen und bin nichts ahnend hingernannt, um sie zu holen. Der Elektroschock hatte mich fast umgehauen. Also habe ich die Munition liegen lassen und schnell meinen

Arsch in Sicherheit gebracht. Danach ist mir das nicht wieder passiert. Auf diese Art Schmerz kann ich wunderbar verzichten.

»Danke«, krächzt sie atemlos und dreht sich auf den Rücken. Sie starrt in den Himmel, kneift immer wieder die Augen zu und hat offensichtlich deutlich mehr Mühe damit, wieder zu Atem zu kommen. Ihre Brust hebt und senkt sich schneller, als sie es tun sollte.

»Geht's dir gut?«, frage ich besorgt und beuge mich über sie, um sie an den Schultern zu packen und an ihr zu rütteln. Sie hat die Augen etwas zu lange zugekniffen für meinen Geschmack.

Angestrengt nickt sie und öffnet die Augen wieder. Eine Hand klammert sie fest in meinen Arm und blinzelt einige Male, um sich wieder zu besinnen. »Ja. Dank dir. Mir ... ist nur ... nur etwas schwindlig und ich kriege ... keine Luft«, flüstert sie kraftlos.

»Alles klar.« Ich verstärke den Druck meiner Hände auf ihren Schultern. »Ich will, dass du jetzt vier Sekunden lang durch die Nase einatmest ...« Mit einem durchdringenden Blick untermauere ich meine Worte. Schweigend schließt sie den Mund und versucht, meinen Worten Folge zu leisten. »Dann hältst du vier Sekunden lang den Atem an.« Es fällt ihr schwer, doch sie gibt sich Mühe. Ihre Augen tränen noch immer. »Gut. Und jetzt atmest du vier Sekunden lang durch den Mund wieder aus.« Ich nicke und mache genau das Gleiche. »Vier Sekunden lang Pause ... und dann wieder von vorn.« Ein paar Mal wiederhole ich mit ihr die Atemtechnik der Seals, die auch ich schon während meiner Ausbildung ans Herz gelegt bekommen habe, um in extremen Stresssituationen einen kühlen Kopf zu bewahren. Sie hat sich als äußerst effektiv herausgestellt. »Gut. Immer weiter. Ruhig einatmen, Luft anhalten, ausatmen und Pause.«

»Danke«, presst sie mit zitternder Stimme hervor und legt sich eine Hand auf die Stirn. »Jetzt weiß ich, dass du keine Scheiße erzählt hast.«

Schwer atmend schnaube ich und nicke, ehe ich sie loslasse und mich neben sie setze. »Tja, du wolltest ja nicht hören«, scherze ich und versuche

mich an einem aufmunternden Lächeln. Wieso zum Teufel lächle ich jetzt? Scheiße, ich glaube es ist Jahre her, dass ich gelächelt habe. Oh Mann! Burke, du wirst wohl weich, was?

»Kommt bestimmt nicht wieder vor.«

»Ruh dich einen Moment aus. Hier habe ich einen ganz guten Überblick und für den Notfall haben wir die Lagerhalle im Rücken, in der wir uns verstecken können.

»Ich bewege mich keinen Meter mehr!«